

praktizierenden Ärztinnen. So weit die Nennungen, welche die Herausgeberin schon im Vorwort aufzählt. Insgesamt handelt es sich um ein wichtiges Nachschlagewerk, gut recherchiert und höchst nützlich in seiner Datenfülle. Mögen die restlichen drei Bände in kürzeren Abständen erscheinen als in jeweils fünf Jahren, wie dies zwischen Band I und II der Fall war. *Günther Schweizer*

Julia Müller

Der Bildhauer Fritz von Graevenitz und die Staatliche Akademie der bildenden Künste Stuttgart zwischen 1933 und 1945.

Bildende Kunst als Symptom und Symbol ihrer Zeit.

Franz Steiner Verlag Stuttgart 2012.
335 Seiten, 156 Abbildungen, davon 21 in Farbe. Kartonierte € 56,00.
ISBN 978-3-515-10254-4.



Wer einen Ausflug zur Solitude unternimmt, sieht, von Stuttgart kommend, rechter Hand auf dem Weg zum Schloss, wie ein Sinnbild der Unschuld,

ein bronzenes Reh vor einem der Kavaliershäuschen stehen. Es ist eine Arbeit des Bildhauers Fritz von Graevenitz, die vor dem Museum steht, das dem Werk des Bildhauers gewidmet ist. In dem Haus hat er gelebt, 1971, zwölf Jahre nach seinem Tod, hat seine Frau das Museum gegründet. Wie unschuldig war der Künstler, der im «Dritten Reich», von 1938 bis 1946, Rektor der Stuttgarter Kunstakademie war? So brachial wie die Heldenfiguren von Arno Breker oder Joseph Thorak sehen seine Skulpturen – auch in der Zeit des Nationalsozialismus – nicht aus. Julia Müller, die das Graevenitz-Museum leitet, hat über ihn ihre Dissertation geschrieben, mit Unterstützung der Graevenitz-Stiftung. Aber Müller hat sich durch den dichten Kontakt mit dem engsten Lebensumfeld des Künstlers nicht beirren lassen. Sie hat die Privatkorrespondenz, aber auch unzäh-

lige Archivalien gesichtet. Sie hat versucht, soweit irgend möglich herauszufinden, was sich über den Künstler in Erfahrung bringen lässt.

«Kunst im «Dritten Reich» – sollte und muss man darüber wirklich schreiben?», fragt die Autorin in ihrem einleitenden Kapitel. Sie betrachtet es nicht als ihre Aufgabe, «moralisch oder politisch über die Kunst dieser Zeit zu urteilen» und thematisiert doch «die Frage nach Schuld und Mittäterschaft, in die Künstler und ihre Kunst im ‚Dritten Reich‘ verstrickt waren.» Die Antwort fällt nicht eindeutig aus. Graevenitz war nie Mitglied der NSDAP. Aber wenn er sich 1946 – wie andere – als «ausgesprochener Aktivist gegen den Nationalsozialismus» bezeichnet, so ist dem entgegenzuhalten, dass er zumindest anfangs, in eigenen Worten, «in der Person Hitlers Möglichkeiten positiver Entwicklung sah» und sich den Nationalsozialisten andiente. Nachvollziehbar wird seine Haltung anhand seiner Erziehung. Als Sohn eines Generals erhielt er ab dem elften Lebensjahr eine militärische Ausbildung. 1914 wurde er im Alter von 22 Jahren in der Marne-Schlacht schwer verwundet und verlor sein rechtes Auge. Anfang der 1930er-Jahre wurde er Mitglied des «Kampfbundes für deutsche Kultur» und des «Stahlhelm». Allerdings war eine militaristische und revanchistische Haltung, wie Julia Müller zeigt, in der Weimarer Zeit weit verbreitet.

Seine entscheidende Prägung erhielt Fritz von Graevenitz an der privaten Kunstschule von Gustav Britsch und Egon Kornmann am Starnberger See. Britsch und Kornmann lehrten, von inneren Bildern auszugehen. Graevenitz, dessen räumliche Wahrnehmung durch die Kriegsverletzung stark beeinträchtigt war, brachte diese Methodik zur Perfektion, was sich auf gespenstische Weise daran zeigt, wie er 1935 eine Hitler-Büste anfertigte. Auf dem Parteitag in Nürnberg erhielt er einen Platz in der Nähe des Führers, dessen Gesichtszüge er so intensiv studierte, bis er anschließend aus dem Gedächtnis ein Bildnis anfertigen konnte, das dem täuschend echt Dargestellten eine düstere Lebendigkeit verleiht. Allerdings verteidigte Grae-

venitz die Lehre von Britsch und Kornmann unerschrocken gegen die Nationalsozialisten, ebenso wie den von ihm hoch verehrten, als entartet gebrandmarkten Bildhauer Wilhelm Lehmbruck.

Müller beleuchtet von Graevenitz' Umfeld an der Stuttgarter Akademie und im nationalsozialistischen Württemberg, wo er sich mit dem Kultminister Christian Mergenthaler ein Stückweit gegen den fanatischen Reichsstatthalter Wilhelm Murr durchsetzen konnte. In einem eigenen Kapitel bespricht sie 16 Werke, überwiegend aus nationalsozialistischer Zeit. Sie beleuchtet die Rezeption seines Werks vor, während und nach dem «Dritten Reich». Sie macht deutlich, dass Graevenitz weder ein Widerstandskämpfer, noch ein linientreuer Parteigenosse war und zeigt damit auch, dass es zwischen Propagandakunst und der verfemten Moderne durchaus noch andere künstlerische Positionen gab. Es lohnt, darin ist der Autorin zuzustimmen, sich mit ihnen zu beschäftigen. Denn sie verraten viel von den Zeitumständen. Sie zeigen, dass es sich zu einfach macht, wer zu schnell nach Gut und Böse sortiert und damit versucht, sich zu entlasten. Die Geschichte des «Dritten Reichs» ist noch nicht so lange her und noch keineswegs umfassend aufgearbeitet, ja es gibt noch immer erhebliche Widerstände dagegen, der Realität ins Gesicht zu sehen, wie Julia Müller bei ihren Recherchen wiederholt erleben musste. *Dietrich Heißenbüttel*

Heinz Burkhardt

Gottlob David Hartmann. Komet am Himmel der Sturm- und Drangzeit. Das Leben eines früh verstorbenen schwäbischen Philosophen, Dichters und Theologen.

Verlag IPa Mühlacker-Mühlhausen 2011. 320 Seiten. Hardcover € 49,80.
ISBN 978-3-933486-73-8

Ein ausführlicher, etwas blumiger Titel zielt den großformatigen Band über Gottlob David Hartmann (1752–1775). Und diese Eigenschaften des Titels charakterisieren auch das ganze Buch, in dem der Heimatforscher Heinz Burkhardt alles gesam-

melt hat, was über den Protagonisten zu finden war, dem sich der Autor durch den gleichen Geburtsort Roßwag verbunden fühlt.

Zeugnisse des kurzen Lebens von Gottlob David Hartmann sind vor allem Briefe, denn der Sohn eines schwäbischen Schulmeisters, des später als Ludwigsburger Waisenhaus-Schulmeisters bekannten und dem Pietismus verbundenen Israel Hartmann, baute sich schon als Schüler und Student ein Netz an Korrespondenten auf, darunter Johann Jakob Bodmer und vor allem der berühmte Theologe und Schriftsteller Johann Caspar Lavater in Zürich. Es ging dabei um erste Gedichte und Anmerkungen zu Sprachstudien und philosophischen Inhalten. Hartmann hat, nachdem er viermal durch das Landexamen gefallen war, schließlich doch die übliche Laufbahn des schwäbischen Theologen einschlagen können, besuchte die evangelischen Klosterschulen Blaubeuren und Bebenhausen und kam dann nach Tübingen und lebte im Stift. Zeitlang fühlte er sich eingeeignet, kam durch seine spontanen Reaktionen und sein aufbrausendes Wesen immer wieder in Konflikte, nicht nur mit seinem Vater, sondern zeitweise auch mit dem väterlichen Freund Lavater.

Über sein weitverzweigtes Netzwerk an gelehrten Briefpartnern erhielt er 1773 eine Berufung an das Akademische Gymnasium Mitau in Lettland, der Hauptstadt von Kurland. Diese Hochschule wurde 1775 vom Herzog von Kurland als *Academia Petrina* zur Universität erhoben. Auf der Reise von Tübingen nach Mitau (heute Jelgawa) besuchte Hartmann in Frankfurt Goethe, in Weimar Christoph Martin Wieland, in Berlin den Buchhändler Friedrich Nicolai, in Königsberg Immanuel Kant. Hartmann übernahm an der im Aufbau befindlichen Akademie die Stelle eines Professors der Philosophie, doch zeigen seine Briefe, dass er auch hier bald Probleme mit dem dortigen Schulbetrieb und seinen Professorenkollegen bekam, denen er Neid vorwarf. Seine literarische Tätigkeit umfasste vor allem Rezensionen und sein in mehrjähriger Arbeit entstandenes und jetzt bei Hinz in Mitau

gedrucktes einziges Buch «Sophron oder die Bestimmung des Jünglings für dieses Leben», ein moralphilosophisches Werk. Hinzu kamen «Literarische Briefe an das Publikum», erschienen 1774 und 1775 in drei «Paketen», wobei es sich eigentlich auch um Rezensionen oder Reaktionen auf literarische, philosophische oder theologische Thesen anderer handelte. Sein Hauptprojekt war die Idee zu einer umfassenden Arbeit zur Erd- und Menschengeschichte sowie der Geschichte der Deutschen.

1775 erkrankte Hartmann. Zwei seiner Studenten pflegten ihn. Am 5. November 1775 starb er, gerade einmal 23 Jahre alt. Auf Anordnung des Herzogs von Kurland erhielt er ein sogenanntes Adelsbegräbnis und wurde in der Stadtkirche in Mitau beigesetzt, jedoch später in das Familiengrab des befreundeten Grafen von Medem in Remten überführt. Nachrufe erschienen in mehreren überregionalen Zeitungen, Trauergedichte im Almanach der deutschen Musen 1778 und, mit Bild, im Schwäbischen Musenalmanach 1783.

In einem eigenen Kapitel geht der Autor nochmals auf das gespannte Verhältnis Hartmanns zu seinen Eltern, auf sein Heimatbild und auf seine Bedeutung für die württembergische Literatur ein und schließt mit den «Spuren der Familie Hartmann in Ludwigsburg».

Da sehr viele persönliche Briefe Hartmanns und auch solche aus seiner Umgebung erhalten sind, kann Burckhardt auch über «Die unerfüllte Liebe: Elisa von der Recke» berichten, eine Beziehung, in der sich Hartmann als Goethes Werther mit all seinen Leidenschaften sieht. Forscht man nach Gottlob David Hartmann im Netz (www), so findet sich in einem Artikel von Tilman Krause in der Zeitung «Die Welt» vom 26.6.2011 über eine literaturhistorische Ausstellung über Zürich als erotischen Sehensort im 18. Jahrhundert der Satz: «Die Frage, ob es wirklich etwas spezifisch Zürich'sches war, das bei Deutschen wie Klopstock oder Wieland, Hölderlin oder einem anderen versprengten Schwaben: dem homosexuellen Gottlob David Hartmann, schließlich Goethe und seinen Freun-

den erotische Phantasien entzündete, stellt die Schau leider nicht».

Im zweiten Teil des Bandes, S. 141–301, sind große Teile von Hartmanns Werken wiedergegeben, eingeteilt in Lieder, Bardenlieder, Jahresfeiern, Gedichte, Aufsätze in Prosa, veröffentlichte Briefe, Rezensionen, Predigten in Mitau. Ein Komet war Hartmann sicherlich nicht, eher ein sehr unruhiger, aber freiheitsliebender, begabter Schriftsteller. Das Buch ist etwas ungewohnt zu lesen, da einzelne Teile oft etwas zusammenhanglos erscheinen. Es ist aber eine tüchtige Sammlung der in verschiedenen Archiven zerstreuten Zeugnisse über Hartmann. Die Bildauswahl ist reichlich, manchmal fast zu üppig, am wertvollsten sicherlich die Dokumentation über die Spuren eines Schwaben im heutigen Lettland.

Günther Schweizer

Christine Abele-Aicher (Hrsg.)

Die sanfte Gewalt. Erinnerungen an Inge Aicher-Scholl.

Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm im Jan Thorbecke Verlag Ostfildern 2012.

176 Seiten mit 60 Abbildungen. Hardcover € 19,90.

ISBN 978-3-7995-9121-8

Ihr Buch über die «weiße Rose», jene studentische Widerstandsgruppe um ihre Geschwister Hans und Sophie Scholl, die 1943 vor 70 Jahren von NS-Schergen hingerichtet wurden, hat Inge Scholl (1917–1998) berühmt gemacht. Über eine Million Mal wurde es seit der Erstauflage 1952 verkauft. Einen Namen hat sie sich aber auch durch ihr vielfältiges gesellschaftliches und politisches Engagement innerhalb der Nachkriegsgeneration gemacht. 1946 gründete sie die Ulmer Volkshochschule, die sie dann beinahe 30 Jahre lang leitete. 1953 gehörte Inge Aicher-Scholl, seit 1952 mit dem bekannten Grafiker Otl Aicher verheiratet, zu den Gründungsmitgliedern der «Hochschule für Gestaltung» (HfG) in Ulm, die bis zu ihrer finanziell bedingten Schließung 1968 zu den international bedeutendsten Design-Hochschulen zählte. Die Gebäude werden heute von der Universität benutzt. In Ulm setzte sie sich zudem erfolgreich auch